

GERMAN RESOURCES ON THE MARIANA ISLANDS DIGITAL LIBRARY

compiled by Dirk HR Spennemann

824. Jung, Karl Emil. 1899. "Die deutschen Marianen." [The German Marianas]. *Deutsche Kolonialzeitung* 16, n° 35, pp. 324, n° 36, pp. 330–331.

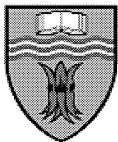
Summary of the state of knowledge on the Mariana Islands, written immediately after the treaty with Spain had been signed. The paper highlights that only little was known about the Marianas apart from Guam. Some geographical facts as well as the results of the Spanish census of 1887 could be summarised. It was hoped that the islands would prove economically useful.

Source of Annotated Bibliography Entry:

Dirk H. R. Spennemann (2004) *An Annotated Bibliography of German Language Sources on the Mariana Islands*. Saipan, Commonwealth of the Northern Mariana Islands : Division of Historic Preservation. ISBN 1-878453-71-8.

The German Resources on the Mariana Islands Digital Library is a project jointly supported by:

CHARLES STURT
UNIVERSITY



The Johnstone Centre,
Charles Sturt University,
Albury, Australia



Northern Mariana Islands
Council for the Humanities,
Saipan, CNMI



Historic Preservation
Office,
Saipan, CNMI

Der Einsatz ist sehr häufig ein „Mitako“ (ein Messingstück im Werte von 2 Kauris); aber — wie dies nach der Behauptung übelloser Berichterstatter auch bei uns in ähnlicher Weise vorkommen soll — es giebt auch Schwarze, welche selbst vor einem Spiele um 50 „Mitakos“ nicht zurückschrecken.

Die deutschen Marianen.

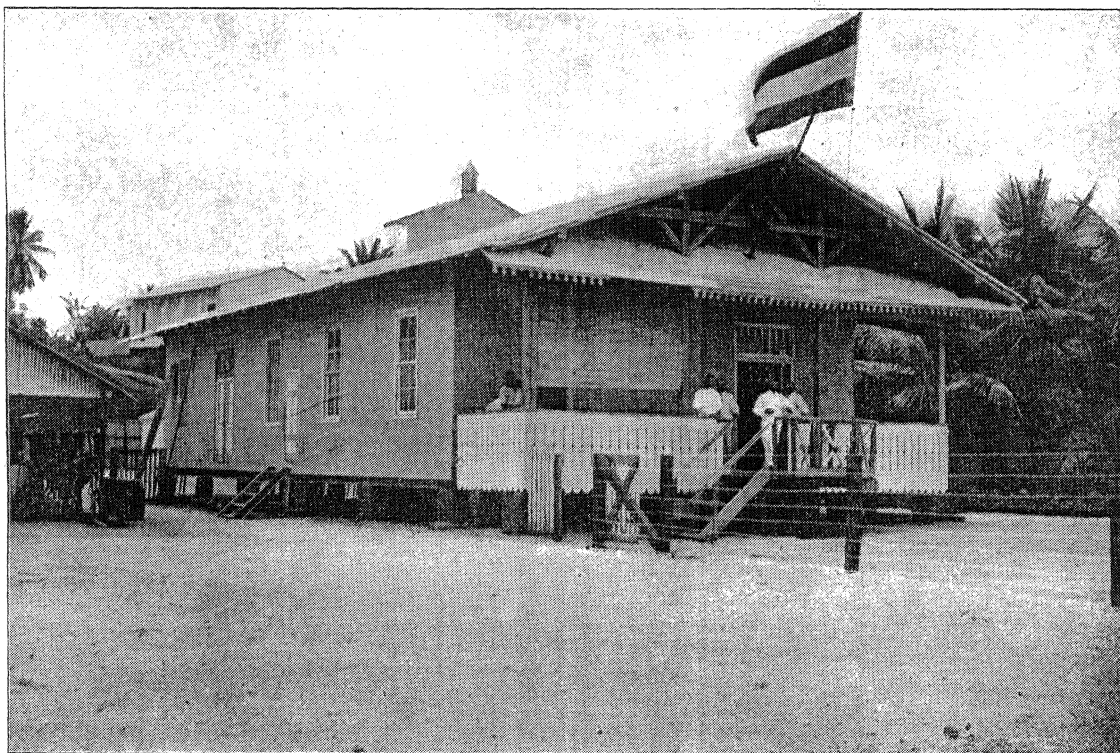
Von Dr. Emil Jung.

Bei der Austerlung des spanischen Kolonialbesitzes sind uns außer den Carolinen und Palau-Inseln auch eine Anzahl Inseln der Marianen-Gruppe zugefallen. Die ersten beiden Archipelen kennen wir schon seit geraumer Zeit, da das Haus Godeffroy und die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft, die das Erbe jenes Hauses antrat, sowie die Salut-Gesellschaft mit den Carolinern von jeher Handel trieben.

Die zehn nördlichen dagegen, die fast genau südnördliche Richtung halten, haben Gipfel, die sich bis zu 800 m erheben. Auch in ihrem geologischen Aufbau sind die beiden Gruppen wesentlich verschieden. Die südliche besteht aus Madreporenkalk, durch den vulkanische Gesteine sich den Weg gebahnt haben, und Korallenriffe besäumen überall die Küste. Dagegen ist die nördliche Gruppe durchaus vulkanisch; ziemlich häufige Erdbeben, sogar thätige Vulkane, zeugen von der noch immer nicht erloschenen unterirdischen Thätigkeit.

Zu den fünf Inseln der südlichen Gruppe gehören außer Guam, das als nicht-deutsch auszuscheiden ist, in natürlicher Folge Rota, Aguijan, Tinian und Saipan. Sie sind außer dem Felskegel Aguijan sämtlich bewohnt, während die nördlichen Inseln keine ständigen Bewohner zu haben scheinen.

Die Insel Rota oder Saipan, nördlich von Guam, wird von diesem durch einen 50 km breiten Kanal getrennt, der in seinem nördlichen Teil durch die große Sandbank Atupis für große Schiffe gefährlich ist. Rota ist 22 km lang, 11 km breit, 114 qkm groß und



Die Janken- & Thormahlen-Faktorei
(Originalaufnahme des Herrn Professor Dr. F. Rothmann)

Von den Marianen wissen wir wenig und das Wenige beschränkt sich meist auf die große Insel Guam, die von den Nordamerikanern mit Beschlag belegt ist. Außer dem vortrefflichen Werk von Meincke, „Die Inseln der Südsee“, und dem Bericht des damaligen Kapitäns, jetzigen Admirals von Knorr, sind nur noch zwei spanische Schriften in die Öffentlichkeit gelangt. Von der einen: *Un viaje per Oriente de Manila à Marianas* von Guerra hat 1883 Professor Blumentritt im „Globus“ interessante Auszüge gegeben. Neuere Berichte fehlen. Aber da kaum irgend etwas Neues von dieser abgelegenen Inselgruppe zu verzeichnen sein kann, so werden die nachfolgenden Angaben den bestehenden Zuständen wohl voll entsprechen.

Nach Abzug von Guam, das 514 qkm mißt und am 31. Dezember 1887 nach einer offiziellen Zahlung 8561 Einwohner hatte, beträgt der für Deutschland verbleibende Teil nur 626 qkm, und die Einwohnerzahl sogar nur 1611. Diese niedrige Bevölkerungsziffer erklärt sich aus dem Fehlen aller Bewohner auf denjenigen Inseln, welche wüst und zum Teil auch ganz unbewohnbar sind.

Die Marianen, die sich durch eine fast 950 km lange Meeresstrecke hinziehen, scheiden sich in zwei, ihrer physischen Beschaffenheit nach sehr verschiedene Gruppen, eine südliche und eine nördliche. Die südliche Gruppe, die aus fünf Inseln besteht, die von Südsüdwest nach Nordnordost auf einander folgen, ist niedrig mit schwach wellenförmiger Oberfläche, oder sie steigt hier und da zu unbedeutenden Bergen auf

von 491 Menschen bewohnt. Die Küsten sind ringsum von Korallenriffen umgeben, durch die schmale und gefährliche Straßen zu den beiden Unterplätzen bei den Dörfern Soffonlago und Soffonhaya (14° 6' nördlicher Breite und 145° 8' östlicher Länge) führen. Die aus Madreporenkalkstein bestehende Insel ist sehr fruchtbar und größtenteils von dichten, schwer durchdringlichen Wäldern bedeckt. Im allgemeinen ist sie höher als Guam. Eine kleine Halbinsel, die ein flacher sandiger Föhnmus, auf dem die genannten Dörfer liegen, mit der Hauptmasse der Insel verbindet, endigt mit dem tafelförmigen Kap Tempinpon oder Zaipinon, dessen Höhe von Freycinet auf 180–200 m, von Kapex auf 250, von Kogebue gar auf 600–800 m geschätzt wurde.

Ueber 77 km nordnordwestlich von Rota, dagegen nur 11 km südwestlich von Tinian steigt steil aus dem Meer die 5–6 km lange, nur 12 qkm messende Felseninsel Aguijan, unter 14° 54' nördlicher Breite und 145° 33' östlicher Länge. Sie kann nur in zwei Schluchten an der Westseite erklettert werden; doch sind die schroffen Abhänge bis auf den Gipfel mit dichtem Baumwuchs, darunter einige Kokospalmen, bedeckt. Bewohnt ist sie nicht, obgleich sie wiederholt, auch in neuester Zeit, durch Vermischung mit der nördlicher gelegenen Insel Agrijan als von einigen Menschen bewohnt angegeben worden ist. Bei dem Mangel jedes Trinkwassers ist dieser Felsen indes absolut unbewohnbar.

(Fortsetzung folgt)

der Konsul hat den Notenwechsel über diesen Punkt einfach mit dem Hinweis abgeschlossen, daß er nach seinen Instruktionen handle, und seitdem ist keine Lage mehr zu hören gewesen. Allerdings erfährt man auch darüber nichts, ob jener britische Unterthan nun wirklich seinen Laden in Canton selbst begründet und seine Waren zollfrei dorthin eingeführt hat. Ist dieses der Fall, so bedeutet der Vorgang einen sehr wesentlichen Fortschritt in der Entwicklung des europäischen Handels in den Freihäfen und ist von prinzipieller Tragweite, wenn die Mächte ihn zu einem Präzedenzfall machen und die hier erreichte Tatsache als Ausgang nehmen, um das gleiche Vorrecht auch an anderen Freihandelsplätzen endlich durchzusetzen. In Canton selbst würde der Kleinhandel mit allerhand europäischen Waren: Uhren, Lampen, Spieluhren, Handwerkszeug zc. einen außerordentlich vorteilhaften Absatz finden; auch der Juwelenhandel und die Goldschmiedekunst würde bei den vielen reichen chinesischen Kaufmannsfamilien in Canton gute Geschäfte machen. Es wäre dringend zu wünschen, daß die deutsche Vertretung in Canton den englischen Standpunkt ganz zu dem ihren machte und in ähnlicher Weise zu gunsten der Begründung deutscher Geschäftshäuser in der Chinesenstadt vorginge.

Die deutschen Marianen.

Von Dr. Emil Jung.

(Schluß aus Nr. 35 Beilage)

Die nächste Insel Tinian oder Buonavista wird durch einen schiffbaren Kanal von Agugan getrennt. Sie ist 17 km lang, 7 km breit, 130 qkm groß und hat 234 Einwohner, Tinian ist durchaus aus Madreporenkalk gebildet und hat in seinem größeren Teil sehr fruchtbaren Boden, im Südosten steigen bis 120 m hohe Berge auf. Hier hat sich noch hauptsächlich eine kräftige Waldvegetation erhalten; in den oberen Teilen ist dieselbe längst zerstört, ihre Stelle wird jetzt von dichtem Buschwerk eingenommen. Die Baumwollstaube überzieht ganze Berglehnen. Die Ostküste fällt steil ab und hat keine Riffe, wogegen die gleichfalls felsige Westküste von Riffen besäumt wird, die an dem Süden der Insel bei dem Kap Lalo, einen wenig sicheren Hafen, die Ansonbai, bilden, der für Schiffe auch durch die Korallenriffe des Bodens gefährlich ist. An dieser Bai liegt unter 14° 59' nördlicher Breite und 145° 38' östlicher Länge das einzige Dorf der Insel, Sunharrn, bei dem ein Hospital für Leprose errichtet worden ist. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist die Jagd auf die von den Spaniern aus Luzon eingeführten Aysihirsche und weißen Kinder, deren Felle einen wichtigen Ausfuhrartikel bilden, da sie sich in unglaublicher Weise vermehrt haben. Schon Anson sah hier große Herden dieser Tiere. Tinian ist bekannt durch die überall, wie auf den Bergen, so auf den Ebenen teils noch in die Höhe ragenden, teils auf den Boden gestreckten mächtigen pyramidalen Steinpfeiler mit breiter Krönung, die eine stumme aber nicht mißzuverstehende Sprache reden von der Kultur und dem Fleiße der Chamorro, des durch die Spanier vernichteten Volkes, das diese Bauten aufführte. Das Klima von Tinian ist nicht gesund. Flüsse oder auch nur Bäche besitzt die Insel nicht, frisches Wasser findet sich aber das ganze Jahr hindurch in einem kleinen See an der Ostküste und in einem, von den alten Bewohnern gegrabenen Brunnen, der deshalb pozo de los antiguos heißt. Ein zweiter kleiner See im Nordwesten hat salziges Wasser.

Nähe bei Tinian liegt die größte und am stärksten bevölkerte (886 Einwohner) Insel Saypan oder Saipan, 22 km lang, 10½ km breit und 185 qkm groß. Der zwischen beiden Inseln hindurchführende schmale Meerestunnel ist wegen seiner Riffe wenig brauchbar. Saypan besteht, wie Tinian, aus Madreporenkalk, durch den jedoch in nördlichen Teil zwei erloschene Vulkane durchbrechen, deren einer, der Rif von Saypan, ein regelmäßiger Kegelsberg, 300 bis 400 m Höhe erreicht. Das Klima ist gesünder als das von Tinian, der Pflanzenwuchs schöner und üppiger. Die steil abfallende Ostküste wird von Korallenriffen besäumt, der Süden ist völlig eben. An der Südküste öffnet sich die Baie Maycienne, eine offene Bucht, die nur gegen Südwestwinde Schutz gewährt; dagegen bietet die Westküste in dem Hafen von Tanapag größere Sicherheit. Es ist das der erste Hafen des Archipels nach der Caldera von Guam; doch hat er eine schmale, noch dazu von Klippen verengte Einfahrt und ist ziemlich klein. Ein dritter, aber gefährlicher Ankerplatz liegt weiter südlich bei dem Dorfe Garapan. An der Nordseite des Hafens von Tanapag auf dem Riffe ist die kleine Insel Mangasa vorgelagert. Fast die gesamte Bevölkerung von Saypan befindet sich in dem Dorfe Anaguan an der

Westküste, dem größten Bevölkerungszentrum des Archipels nach Agaña auf Guam.

Die nördliche Gruppe, von den früheren Bewohnern Gant genannt, besteht aus 10 Inseln, die mit alleiniger Ausnahme von Origan, ganz unbewohnt und meist auch unbewohnbar sind. Sie sind zum großen Teil vulkanisch, haben auch noch thätige Eruptionen und bilden eine von Süden nach Norden langgestreckte Reihe. Den Anfang derselben macht das kleine, 2 qkm große, völlig vegetationslose Eiland Farallon de Medinilla, dessen Madreporenfelsen steil zu geringer Höhe aufsteigen und oben eine kleine Ebene bilden. Steil ragt auch das 22 km nordwestlich gelegene Anatan oder Anatajan aus dem Meere; doch ist die 20 qm große Insel, in deren Innerem sich drei Gipfel erheben, darunter angeblich ein thätiger Vulkan, mit dichtem Wald bedeckt. Auch soll sie am Süden in einer kleinen Bai einen Anker- und Landungsplatz haben. Sie liegt unter 16° 20' nördlicher Breite und 145° 42' östlicher Länge. Das nordöstlich, unter 16° 40' nördlicher Breite und 145° 45' östlicher Länge gelegene Sarigan ist ein 5 qkm großer und 600 m hoher Kegelsberg, oben abgerundet und ganz mit Bäumen bedeckt, ohne Zweifel ein erloschener Vulkan. Durch einen breiten Kanal, in dem auf einer unterseeischen Bank die drei kleinen, bis zum Meerespiegel reichenden Giedras de torres oder Farallon de torres die Schifffahrt sehr gefährden, wird Sarigan von den großenteils unfruchtbaren, nur 7 qkm großen Felseninseln Guguan oder Gagan geschieden. Die steil abfallende Insel ist ganz hafenlos. Noch steiler und weit höher als die vorigen steigt weiter nördlich unter 17° 35' nördlicher Breite und 145° 54' östlicher Länge das vulkanische, 8 qkm große Eiland Alamagan aus dem Meer. In der Mitte desselben liegt zwischen mehreren, bis 706 m hohen Riffs ein Krater, dem beständig Rauchsäulen entströmen. Die Lavamassen, die nur an der Westseite von vegetationsreichen Schluchten durchschnitten sind, fallen fast überall steil zum Meere ab, so daß Schiffe hier keinen Ankerplatz finden.

Gegenüber diesen unfruchtbaren und unnahbaren Felsendomen zeigen die nachfolgenden Inseln ein lieblicheres Gepräge. Es sind dies die beiden größten: Pagan und Origan. Pagan oder Pagan, nördlich von Alamagan, mit 100 qkm die größte der Gruppe, besteht aus zwei bergigen Halften, die durch ein schmales, flaches Thal verbunden sind. Von den drei Vulkanen des Innern, davon zwei im Südwesten, stößt einer von diesen, ein zweiter im Nordosten noch Rauchsäulen aus. An beiden Seiten des Isthmus befinden sich mittelmäßige Ankerplätze. Der Boden ist fruchtbar, die Landschaft anmutig; Trinkwasser ist reichlich vorhanden, auch besitzt Pagan an der Südseite zwei heiße Quellen. Noch schöner und fruchtbarer scheint das nördliche (18° 47' nördlicher Breite, 145° 44' östlicher Länge) gelegene, aber nur 32 qkm große Origan oder Agrigan zu sein. Infolge seines zweiten Namens wird es bisweilen mit dem ihm ganz unähnlichen Agugan (s. oben) verwechselt. Es ist eine hohe, felsige Insel mit zwei, gegen 400 m hohen Bergen, die erloschene Vulkane zu sein scheinen, obgleich man einen Krater bisher nicht aufgefunden hat. Das Meer ist überall an der Küste sehr tief und nur gegenüber einem sandigen Strande an der Südwestküste befindet sich ein noch dazu sehr unsicherer Ankerplatz. Der Boden ist fruchtbarer und dicht mit Bäumen und Buschwerk besetzt, aber die Insel wird nur zeitweilig (nach anderen Nachrichten im Norden dauernd von 17 Menschen) bewohnt, da sie viele von den Spaniern eingeführte, jetzt verwilderte Haustiere birgt, die ihrer Haut und Hörner wegen gejagt werden. Auch noch Salz aus Seewasser wird gewonnen. Auch Assongong oder Assuncion, nördlich von Origan und von diesen durch den Superoukanal getrennt, scheint wenigstens an der Westküste guten Pflanzenwuchs zu haben, während der Rest kahle und öde ist. Das nur 8 qkm große Eiland scheint ein einziger, bis zu 639 m Höhe aufsteigender Vulkan zu sein, mit einem Krater an seinem Gipfel, dessen steil zum Meer abfallende Hänge von tiefen Schluchten durchsurht werden. Auch ist hier das Meer überall sehr tief, Ankergrund findet sich nur an der Südwestseite bei einer schmalen Bank, mit einem allerdings recht beschwerlichen Landungsplatz. Während die drei letztgenannten Inseln noch bewohnbar und kulturfähig erscheinen, sind die beiden letzten rauhe, vulkanische Massen, die kaum eine Spur von Vegetation zeigen. Die kleine Insel Mangs, auch Uraccas genannt, die eigentlich aus drei über das brandende Meer hinausragenden Felsklippen besteht, die eine große Lagune umschließen, bildet jedenfalls die Reste eines in die See versunkenen Vulkans, dessen Krater jetzt die erwähnte Lagune ausfüllt. Auch die unter 20° 30' nördlicher Breite und 145° 10' östlicher Länge gelegene nördlichste Insel Farallon de Pazarcos („Vogelinsel“), die gleichfalls Uraccas heißt, ist ein mächtiger Vulkan, der ähnlich wie der Berg von Assongong steil bis zu 400 m aufsteigt und einen Umfang von 2 qkm hat. Am schroffsten zeigt sie sich auf der Ost- und Nordseite, an der Südwestseite ist der Abfall einmäßiger; dort gedeihen auch Sträucher, sogar einige Bäume. Im Südwesten aufsteigende hohe Rauchsäulen zeugen von der noch nicht erloschenen Thätigkeit des Vulkans.

Die deutsche Verwaltung hat zu ihrem Sitz den Ort Anaguan auf der größten und fruchtbarsten der uns zugefallenen Inseln, Sappan, erwählt, die auch den einzigen brauchbaren Hafen besitzt. Ein Postamt soll dort gleichfalls errichtet werden. An der Spitze der Verwaltung steht ein dem Gouverneur für Kaiser-Wilhelmsland unterstellter Bezirkshauptmann.

Das gesamte Areal aller für Besiedelung in Betracht kommenden Inseln beträgt demnach nur 561 qkm, also etwa die Hälfte der Größe des Fürstentums Waldeck, wobei jedoch in Betracht zu ziehen ist, daß ein großer Teil der Inseln, wie oben nachgewiesen, für die Ansiedelung nicht tauglich erscheint. Indes bleibt noch so viel des guten, für alle möglichen Kulturen geeigneten Landes übrig, das von der außerordentlich dünnen (nur 1629) und leider auch unter dem Druck der Spanier verkommenen Bevölkerung gar nicht benützt wird, daß sich für kolonialisatorische Thätigkeit immer noch ein ergiebiges Feld bieten dürfte. Vielleicht gelingt es der deutschen Verwaltung auch, den eingeschlummerten Geist der ehemals so rührigen Eingeborenen im Laufe der Zeit zu neuem Leben zu erwecken. Inwiefern das als wenig gesund geschülbertes Klima der Inangriffnahme von Kulturen im Wege steht, wird sich hoffentlich bald zeigen. Mit unseren in den Tropen bereits gemachten Erfahrungen werden wir auch dies Hindernis überwunden.

Völkercunde und Kolonialpolitik.

Von R. Frobenius

Unter diesem Titel hat Professor Dr. Thomas Ahelis jüngst in dem Deutschen Wochenblatt eine kleine Abhandlung veröffentlicht, zu der ihm die neue Weltgeschichte des Bibliographischen Instituts von Dr. Hans F. Helmolt die Anregung bot.

In der That erscheint das Thema interessant genug, um ihm einmal näher zu treten und das enge Verhältnis zwischen Völkercunde und Kolonialpolitik nach verschiedenen Seiten zu erwägen. Sind es doch eine ganze Reihe von Fragen, die sich beim Nennen dieser beiden Worte selbst aufdrängen, und die ich hier kurz erörtern will.

Sobald nämlich die kulturell weit über den Natur- und Halbkulturvölkern stehenden Europäer in einem anderen Erdteile, der von einer kulturell niedriger stehenden Völkerschaft bewohnt wird, eine Kolonie anlegen, drängt sich alsbald das Problem auf, wie die beiden sich hier berührenden Völker sich miteinander abfinden werden. Es entsteht ein Verhältnis, das, je weiter die Kluft zwischen der Bildung der Altangehörigen und der Kolonisten ist, desto schwieriger wird. Es dreht sich dabei nicht lediglich um die Frage, ob der Europäer die Kraft der Eingeborenen gebraucht und sie heranzubilden gezwungen ist, sondern auch um eine menschliche Pflicht, ein Kulturgesetz, demzufolge der Höherstehende gezwungen ist, den Niedrigerstehenden zum Arbeiten an dem großen Werke der Kultur heranzubilden.

In älteren Zeiten, in denen Kolonien nicht nur der Ubevölkerung des Mutterlandes wegen angelegt wurden, sondern mehr aus Erwerbshunger, versuchten die Europäer in einfacher Weise sie suchten die unbequemeren älteren Besitzer bei Seite zu schieben. Ich glaube Tschudi war es, der die Liste der derart begangenen Sünden der Kulturvölker zuerst aufgestellt hat, wie sie in der oben erwähnten Arbeit von Ahelis ebenfalls angeführt ist. Als schmachlichste Verübung ist das Verfahren der Portugiesen in Brasilien zu bezeichnen, die Kleider von Scharlach- und Blatterfranken in die Reviere der Eingeborenen legten, um die Pest künstlich unter ihnen zu verbreiten, wenig steht es dem aber nach, wenn die Nordamerikaner die Brunnen in den Wüsten Utahs, die die Rothäute zu besuchen pflegten, mit Strychnin vergifteten, oder wenn die Frauen der Ansiedler in Australien Arsenik unter das Mehl mischten, mit dem sie bittende Eingeborene beschenkten, oder endlich, wenn die Engländer in Tasmanien die Eingeborenen niederschossen, so sie kein besseres Futter für ihre Hunde fanden.

Solche Verjüngungen mögen heute allerdings von der Tagesordnung gestrichen sein. Heute werden die unbequemen und unbrauchbaren Eingeborenen von den Australiern in weite umzäunte Gefilde eingeschlossen, regelmäßig mit Speise, Trank und Alkohol versehen und so jeder Thätigkeit überhoben, ein Verfahren, das allerdings dem Wildlinge sehr süß erscheint, das aber wegen der

ununterbrochenen Trägheit ein vollständiges Erschlaffen, Verkümmern und — Aussterben zur Folge hat.)

Ganz anders ist das Verhältnis, wenn der Kolonist den Eingeborenen braucht. Und dieses Bedürfnis ist es in letzter Instanz gewesen, das uns im Laufe der langen Jahrhunderte unsere Aufgabe gelehrt hat. Daran wieder können wir den Unterschied der alten und der neuen Zeit sehen. Gleich zu Beginn ihrer Kolonisation bedurften die Portugiesen in Amerika tüchtiger Arbeiter. Die bot Afrika —, — und so ward ein üppiger Handel getrieben mit Menschen, die in Afrika mit allen möglichen Schlichen eingefangen wurden. Die dabei passierten Greuelthaten spotten aller Beschreibungen der primitiven und unter bestimmten Verhältnissen durchaus nicht vollkommen zu verwerfenden Sklaverei. Daß leider auch heute noch eine entsprechende Behandlung der Eingeborenen durchaus nicht ganz verschwunden ist, beweisen Berichte aus der Südsee,²⁾ welche die sogenannten „Werbeschiffe“ manches Menschenraubes bezichtigten.

Im allgemeinen dürfen wir aber annehmen, daß die Jetztzeit ein ganz anderes Bild erkennen läßt, und daß ein allseitiges Bemühen herrscht, die Eingeborenen zu tüchtigen Menschen und Kulturträgern zu erziehen. Allerdings finden sich hierfür Spuren auch schon in der alten Kolonisationsgeschichte, aber es sieht wie Spott und Hohn aus, wenn der Bischof vom Kongo am Meeresufer die frisch eingefangene und aufs Schiff gebrachte Menschenware vor der Abfahrt nach Amerika einweihete, denn es gab ein päpstliches Edikt, demzufolge kein Heide in das neue Portugiesienland kommen durfte. Und vielleicht können wir daran, wie die portugiesischen Missionare in Kongo ihrer Aufgabe gerecht zu werden suchten, doch noch einiges lernen, weil sie ganz grob und plump die Fehler begingen, die heute bei den besten Absichten oft unmerklich unterlaufen mögen. Die portugiesischen Missionare sahen ihr Ziel im Taufen, in der Einführung der Monogamie und indem sie die eingeborenen Fürsten dem Willen der Kirche unterwarfen. Und sie haben es durchgesetzt. Die großen und gewaltigen Könige wurden von den Jesuiten in der eigenen Hauptstadt in den Bann gelhan; jene Fürsten, die Halbgötter, die ehrerbietig angestaunten Anführer des Volkes, wurden vor den Augen der eigenen Unterthanen geohrfeigt. Man denke auf der einen Seite den mächtigen afrikanischen Kriegsfürsten, auf der anderen den derart gedemütigten!

Was haben wir seitdem gelernt! Unsere Missionare ziehen nicht mehr aus nur zum Zwecke des Taufens, sondern sie bringen die Segnungen der Arbeit und einer veredelten Weltanschauung hinüber.

Hier aber gerade sitzt der Punkt, wo die Völkercunde der Kolonialpolitik von Nutzen werden kann. Bis dahin ist dieses ja nur eine völkercundliche Arbeit. Nun aber die andere Seite! Wenn man nämlich dem Wildlinge die Grundbegriffe einer höheren Anschauungsweise beibringen will, muß man über seine Denkweise und seine Vorstellungen Bescheid wissen, muß wissen, welches der Unterschied des eigenen Anschauens und derjenigen jenes Wildlinges ist. Ich habe, um dies einmal näher zu belegen, in einer Abhandlung über die Moral der Naturvölker, die demnächst in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft erscheint, nachzuweisen gesucht, aus wie verschiedenen und unglaublichen Quellen die Begriffe über das „Gut und Böse“ bei den Naturvölkern stammen —, — und daß nur eine eingehende Kenntnis der Moralananschauung jener uns die Möglichkeit bietet, ihnen die unsere darzulegen.

Das also ist der große und eminente Vorteil, den die Völkercunde der praktischen Kolonialpolitik bringt, daß sie die Naturvölker verstehen und erziehen lehrt.

Die Völkercunde lehrt uns aber noch eine wichtige Thatsache, daß nämlich die Deutschen als Volk durchaus zu Kolonisatoren geeignet sind. Und das lehrt uns außer der Völkercunde auch die Geschichte.

¹⁾ Einen vorzüglichen Bericht hierüber bringt Baefler in „Südbilder“, Berlin.

²⁾ Vergleiche zum Beispiel: Parkinson: „Im Bismarck-Inselpel“, der über englische Verhältnisse berichtet.